

GERHARD MARSCHÜTZ

Zur Zukunft der Familie

Soziologische Befunde – theologische Herausforderungen

Während in den Köpfen oftmals das traditionelle Bild der Familie seinen dauernden Platz behauptet, hat sich die soziale und individuelle Realität in den vergangenen Jahrzehnten grundlegend verändert. Ausgehend von aktuellen Erhebungen fragt unser Autor, Außerordentlicher Professor für Moraltheologie in Wien, nach den Konsequenzen, die sich für eine zeitgenössische Theologie daraus ergeben. (Redaktion)

Wie kaum ein Papst zuvor hat Johannes Paul II. wiederholt und systematisch die Bedeutung der Familie hervorgehoben. Stellvertretend für viele Aussagen soll hier der bekannte Satz aus dem Schlussteil des Apostolischen Schreibens *Familiaris consortio* angeführt werden: „Die Zukunft der Menschheit geht über die Familie!“ (FC 86) Mit dieser Auffassung steht die Kirche keineswegs allein. In der Politik und in der sozialwissenschaftlich dominierten Familienforschung wird ebenso die Wichtigkeit der Familie betont, insofern sie im Regelfall Leistungen erbringt, die in ihrem externen Effekt für die Gesamtgesellschaft unverzichtbar sind, da diese sie selbst nicht zu erbringen vermag. Als zentrale familiale Leistungen gelten die quantitative und qualitative Nachwuchssicherung, die Bildung und Wahrung familialen Zusammenhalts auf der Basis personaler Verbundenheit sowie die Stabilisierung der Solidarität zwischen den Generationen. Diese Leistungen werden vom fünften Familien-

bericht aus Deutschland (1994) und im Anschluss daran auch vom vierten Familienbericht aus Österreich (1999) unter dem Begriff Humanvermögen zusammengefasst.¹ Die Familie ist demnach der „bevorzugte Ort der Entstehung und Erhaltung von Humanvermögen [...], das die Überlebensfähigkeit und Kultur einer Gesellschaft sichert“².

Der allgemeine Konsens über die Bedeutung der Familie für die Zukunft der Gesellschaft sieht sich aber gegenwärtig mit einer tiefgreifend veränderten familialen Situation konfrontiert, welche vermehrt die Frage nach der Zukunft der Familie in unserer Gesellschaft evoziert.

Zur Situation der Familie

Als zentrale Ressource zur Humanvermögensbildung scheint Familie in den letzten Jahrzehnten immer mehr zu einem knappen Gut zu werden. Familien nehmen anteilmäßig ab und werden zudem immer kleiner, instabiler

¹ Fünfter Familienbericht: Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Zukunft des Humanvermögens. Bundestags-Drucksache 12/7560, Bonn 1994 (im Folgenden zitiert als *Fünfter Familienbericht Deutschland*). Vierter Familienbericht: Familie – zwischen Anspruch und Alltag. 2 Bde. Hg. v. Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie, Wien 1999.

² Fünfter Familienbericht Deutschland, IV.

und vielfältiger.³ Die familiendemografischen Trends weisen seit Mitte der 1960er Jahre kontinuierlich sinkende Eheschließungs- und Geburtenzahlen sowie steigende Scheidungszahlen auf. Der kohortenspezifische Heiratsumfang⁴ ist seither von etwa 95% auf 75% zurückgegangen, das heißt es ist davon auszugehen, dass zumindest ein Viertel der heute jüngeren Generation zeitlebens unverheiratet bleibt. Die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau hat sich in diesem Zeitraum halbiert. Dem derzeitigen Geburtenniveau entspricht eine Gesamtfertilitätsrate von 1,34 (1965: 2,7), das heißt die zum Erhalt des Bevölkerungsstandes eines Landes notwendige Rate von 2,1 wird um ein Drittel unterschritten. Die Gesamtscheidungsrate hat sich mehr als verdoppelt und beträgt nahezu 40%, in Großstädten bereits 50%. Im Schnitt sind 1,1 Kinder von der Scheidung betroffen, wobei das „Scheidungsrisiko“ für Kinder und Jugendliche bis 19 Jahre bei fast 20% liegt. Die Wiederverheiratungswahrscheinlichkeit Geschiedener geht ebenfalls zurück. Sie sinkt ferner mit zunehmendem Alter und liegt bei Frauen signifikant niedriger. Bei einem Drittel aller Eheschließungen ist zumindest einer der Partner nicht mehr ledig.

In unmittelbarem Zusammenhang mit diesen agglomerierten, das heißt von Individuen losgelösten, statistisch verallgemeinerten Eckdaten steht eine quantitativ bedeutsam gewordene Vielfalt von familialen und nichtfamilialen Lebensformen, die von der so genannten Normalfamilie (einem im gemeinsamen Haushalt lebenden Ehepaar mit leiblichen Kindern) abweichen. Die anteilmäßige Zunahme

alleinerziehender Familien und Stieffamilien sowie nichtehelicher Lebensgemeinschaften, kinderloser Ehepaare und Singles scheint daher den Schluss nahezulegen, dass die herkömmliche Familie immer weniger als selbstverständlicher Bestandteil der Normalbiographie angesehen wird, sondern nur noch als eine biographische Option unter anderen.

Familiensoziologische Interpretationen

In der Familiensoziologie herrscht ein heftiger Streit über die angemessene Interpretation der familiendemografischen Daten. Lässt sich daraus das bevorstehende Ende der Normalfamilie ablesen oder nicht? Grundsätzliche Einigkeit besteht lediglich darin, dass die familialen Veränderungen der letzten Jahrzehnte als Ausdruck gesamtgesellschaftlicher Veränderungen zu begreifen sind, die insbesondere durch Stichworte wie Deinstitutionalisierung, Individualisierung, kulturelle Pluralisierung u.v.a.m. markiert werden.

Für die einen weist die Richtung dieser Veränderungen auf einen unaufhaltsamen Zerfall der herkömmlichen Familie hin. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim sehen die Grundlagen der Familie vor allem in Frage gestellt durch die nunmehr auch Frauen erfassende gesellschaftliche Individualisierungsdynamik, die Personen zwingt, ihre Biographie selbst herzustellen. Insofern heute Frauen genauso wie Männer eine Lohnerwerbsbiographie intendieren, trägt die bisherige Formel »Männer haben Familie, Frauen leben Familie« nicht mehr. Mit der Freisetzung von Frauen vom bislang primären Anspruch der Familienbiographie

³ Das nachfolgende Datenmaterial ist den beiden Familienberichten (siehe Anm. 1) entnommen.

⁴ Dabei wird im Zeitablauf dieselbe Altersgruppe betrachtet.

wird eine völlig neue Lage des Geschlechterverhältnisses innerhalb der Familie geschaffen, die wiederum „das Versagen eines Familienmodells, das eine Arbeitsmarktbiographie mit einer lebenslangen Hausarbeitsbiographie zu verzähnen weiß, nicht aber zwei Arbeitsmarktbiographien“⁵, begründet. In der Konsequenz wird Familie immer mehr zur Verhandlungsfamilie. Es ist auszuhandeln, wer in welchem Ausmaß einer Lohnerwerbsarbeit nachgeht, wer sich in welchem Umfang um den Haushalt kümmert, wer mit welchem Aufwand die Kinder versorgt usw. Und immer öfter zerbricht die Familie an den hier abverlangten Entscheidungen, da die innerfamiliale Arbeitsteilung nach wie vor eine „stabile Dominanz traditioneller Muster“⁶ aufweist und Frauen immer weniger bereit sind, die daraus resultierende Mehrfachbelastung als selbstverständlich zu akzeptieren oder einseitig die beruflichen Interessen zugunsten der familialen Notwendigkeiten zurückzustellen. Die „Normalisierung der Brüchigkeit“⁷ kennzeichnet daher die Gegenwart und noch mehr die Zukunft von Familie, die mehr denn je durch einen biographischen Pluralismus der Lebensformen charakterisiert ist. Zum einen tritt an die Stelle der Einheitsfamilie vermehrt „die Wechselfamilie, die Vielfamilie“⁸, die etwa aus Scheidung und Wiederheirat, aus ‚meinen, deinen und unse-

ren Kindern‘ hervorgeht. Zum anderen bewirkt die individualisierungsbedingte Brüchigkeit des traditionellen Familienmodells die Ausbreitung neuer Lebensformen, die sich entweder – den Erfordernissen des Arbeitsmarktes entsprechend – zunehmend familienlos oder – wie das heute noch überwiegend der Fall ist – als familiale „Zwischenformen und Nebenformen, Vorformen und Nachformen“⁹ etablieren. Die Normalfamilie werde deshalb nicht verschwinden, aber sie wird immer mehr „zum Grenzfall, und die Regel wird ein lebensphasenspezifisches Hin und Her zwischen verschiedenen Familien auf Zeit beziehungsweise nicht-familialen Formen des Zusammenlebens“¹⁰. Für die anderen stellt das eine überzogene und dramatisierende Interpretation der familiendemographischen Daten im Gefolge einer einseitig explizierten Individualisierungstheorie dar, in der zudem weithin nur die Erwachsenenperspektive berücksichtigt wird. Im Horizont eines multidimensionalen Theorieansatzes müssten auch empirische Untersuchungsergebnisse konsequent miteinbezogen werden. So belegen Untersuchungen zu individuellen Einstellungen bezüglich Ehe, Familie und Kinderzahl, dass – allen Veränderungen reproduktiven und familialen Verhaltens zum Trotz – der Familie eine ungebrochen hohe Bedeutung eingeräumt wird und auch Kinder weiterhin

⁵ Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim, Einleitung. Riskante Chancen – Gesellschaftliche Individualisierung und soziale Lebens- und Liebesformen, in: *Ders./Dies.*, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a.M. 1990, 14.

⁶ Anina Mischau u.a., Innerfamiliale Arbeitsteilung – Frauen zwischen Wunsch und Wirklichkeit, in: *SozW* 49 (1998) 334.

⁷ Elisabeth Beck-Gernsheim, Was kommt nach der Familie. Einblicke in neue Lebensformen, München 1998, 29.

⁸ U. Beck / E. Beck-Gernsheim, aa0., 9.

⁹ E. Beck-Gernsheim, aa0., 20.

¹⁰ Ulrich Beck, Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie, in: *Ders./E. Beck-Gernsheim*, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a.M. 1990, 50.

als besonders wertvoll angesehen werden. Etwa 90% der (westeuropäischen) Bevölkerung sehen Familie als sehr wichtig oder wichtig für ihre Lebensplanung an. Auch die Ehe stellt für 80% keine überholte Einrichtung dar. Die Zunahme von Scheidungen wird ebenfalls von 80% negativ beurteilt. Bezuglich der Kinderzahl erachten 61% die Zwei-Kinder-Norm als Ideal, knapp 30% wünschen sich sogar drei oder mehr Kinder, nur jeweils 5% votieren für ein beziehungsweise kein Kind. Darüber hinaus lässt sich empirisch aufzeigen, dass Eineltern-Familien- und Stiefelternverhältnisse kaum je als ideale Familienform aufgefasst werden, kinderlose Ehen häufig „verhinderte Familien“ sind und ein Single-Dasein nur von einer Minderheit als bevorzugte Lebensform gewählt wird. Auch die (vorehelichen) nichtehelichen Lebensgemeinschaften verstehen sich nur selten als neue Lebensform in bewusster Alternative zur Ehe, sondern vornehmlich als postadoleszente Option auf dem Hintergrund späterer Übergänge in Ausbildung und Erwerbstätigkeit, die insbesondere durch veränderte Lebensperspektiven von Frauen verstärkt wird.

Infolge solcher empirischen Befunde ist daher eine differenzierte Interpretation der familialen Situation gefordert. Keinesfalls kann generell von einer neuen, subjektiv intendierten Vielfalt von Lebens- und Familienformen die Rede sein, da das herkömmliche Familienleitbild, so Franz-Xaver Kaufmann, mehrheitlich „nach wie vor die Norm bildet, an der sich auch diejenigen orientieren, die – aus welchen Gründen auch immer – an der Realisierung dieses Leitbildes gehindert sind“. Die Ver-

bindlichkeit dieses Leitbildes ist zwar zurückgegangen, weshalb Abweichungen davon auch vermehrt geduldet werden. Die tatsächlich zu beobachtende Pluralisierung von Lebensformen ist deshalb aber kaum je „als Signal einer neuen Familienauffassung zu werten“, sondern in erster Linie „als Symptom für die zunehmenden Schwierigkeiten, dem nach wie vor gültigen Familienleitbild zu entsprechen“¹¹.

Anstatt die Zukunft der Familie als unüberschaubare Mixtur von Familienformen mit diversen Zwischen-, Neben-, Vor- und Nachformen zu proklamieren, muss es zuallererst darum gehen, diese Schwierigkeiten weitestgehend abzubauen. Sie gründen vor allem in gesellschaftlichen Strukturen, die insofern kinder- und elternfeindlich sind, als sie in ihrer Indifferenz gegenüber dem Umstand, ob Menschen Elternverantwortung übernehmen oder nicht, Kinderlosigkeit privilegieren. Die daraus resultierenden Schwierigkeiten verdeutlichen sich unter anderem in einer abnehmenden kulturellen Stützung und sozialen Anerkennung von Familie, in vielfältigen Benachteiligungen von Eltern gegenüber Kinderlosen, in unzureichenden Perspektiven einer an der Partnerschaftsnorm realisierbaren Elternverantwortung usw.

Zur Zukunft der Familie

Aus soziologischer Sicht hängt die Zukunft der Familie somit nicht allein von individualmoralischen Motiven und privat verfügbaren Ressourcen ab, sondern weithin von familienadäquaten gesellschaftlichen Rahmenbedin-

¹¹ Franz-Xaver Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995, 151f.

gungen. Vonnöten ist eine umfassende Familienpolitik, die dauerhaft jene Voraussetzungen bereitstellt, welche die mit der Entscheidung zur Familiengründung und die mit dem Familienleben verbundenen Folgen risikoärmer und zugleich attraktiver werden lassen. Insbesondere müssen solche Rahmenbedingungen eine Neubewertung und Neuverteilung familialer Betreuungstätigkeit ermöglichen und ebenso sicherstellen, dass Familien im Vergleich zu jenen, die keine Verantwortung für Kinder tragen, nicht strukturell benachteiligt werden.

Eine Neubewertung familialer Betreuungstätigkeit setzt voraus, dass Familientätigkeit nicht nur als Privatsache abgetan, sondern als produktive Leistung anerkannt wird, die das Humanvermögen einer Gesellschaft zentral begründet. Kinder sind stets auch ein öffentliches Gut. Die Zukunft jeder Gesellschaft basiert nicht allein auf einer funktionierenden Wirtschaft, der Produktion von Gütern, sondern zugleich auf leistungsfähigen Familien, der quantitativen und qualitativen Reproduktion von menschlichem Leben. Nur auf der Basis familial erbrachter Leistungen (deren Bedeutung oft erst sichtbar wird, wo sie nicht mehr oder unzureichend erbracht werden) und – darauf aufbauend – schulischer Ausbildung wird auch eine effiziente Wirtschaft möglich. Zur Sicherung familialer Leistungsfähigkeit bedarf es daher einer Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit, die nicht – wie das häufig der Fall ist – auf ein familiales Burnout-Syndrom oder eine alsbaldige Abgabe von Kindern in Betreuungseinrichtungen hinausläuft, weil die Familientätigkeit der Berufstätig-

keit ständig nach- und untergeordnet werden muss. Vonnöten ist vielmehr eine Vereinbarkeit, welche die Bedürfnisse und Erfordernisse des Lebens in Familie gleichrangig und gleichwertig berücksichtigt und so dem Kriterium des Kindeswohls gerecht zu werden vermag.

Eine Neubewertung familialer Betreuungstätigkeit hängt außerdem eng mit deren Neuverteilung zusammen. Erst in dem Maß, als Familienarbeit nicht als eine primär von Frauen zu erbringende Leistung angesehen wird und Männer diese ebenfalls als ihre Verpflichtung ansehen und auch wahrnehmen, wird sich in der Öffentlichkeit nicht nur eine rhetorische, sondern substantielle Anerkennung und Wertschätzung von Familie durchsetzen können. Die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbstätigkeit ist stets als ein Problem für beide Geschlechter zu verhandeln. „Jede Lösung muss von den Bedürfnissen des Kindes ausgehen und dann für Mütter *und* Väter Bedingungen schaffen, die es sozial und finanziell verlockend machen, ausreichend Lebenszeit in die familiäre Lebenswelt zu investieren.“¹² Bedenkt man zudem, dass das Familienbild junger Menschen heute mehrheitlich „eingeschränkt traditionell“ (Johannes Huinink) ist, das heißt Familien- und Berufsorientierung – vor allem aus der Sicht von Frauen, vermehrt aber auch bei Männern – gleichermaßen ausgeprägt sind, dann spricht vieles dafür, dass sich die Zukunft der Familie daran entscheiden wird, inwieweit es gelingt, „dauerhafte Partnerschaftsbeziehungen auf der Basis nicht nur ideeller, sondern auch praktischer Gleichberechtigung ... zu stabi-

¹² Paul M. Zulehner, Ein Kind in ihrer Mitte. Wir brauchen Familien, geprägt von Stabilität und Liebe, Wien 1999, 53.

lisieren“¹³ und die Folgen der Übernahme von *Elternverantwortung* durch entsprechende arbeitsmarkt- und sozialpolitische Maßnahmen attraktiver zu gestalten.

Ein wichtiger Grund für die Diskrepanz zwischen gewünschter und realisierter Kinderzahl ist nicht nur in der weithin ungelösten Vereinbarkeitsproblematik zu sehen, sondern auch darin, dass Familien gegenüber Kinderlosen wirtschaftlich benachteiligt sind.¹⁴ Die umfangreichen öffentlichen Familientransferleistungen kompensieren diese Benachteiligung nur unzureichend, insofern der Anteil dieser Leistungen an den durchschnittlichen Versorgungs- und Betreuungsaufwendungen für Kinder bei Ehepaaren mit bis zu zwei Kindern „maximal 25% erreicht“¹⁵. Zumindest 75% des Kostenaufwandes für Kinder tragen somit die Eltern. Mit steigender Kinderzahl sinkt daher das mittlere Netto-Pro-Kopf-Einkommen und damit die wirtschaftliche Basis von Familien beachtlich. Es liegt bei Familien mit einem Kind um 20–25%, bei Familien mit zwei Kindern um 35–40% und bei Familien mit drei und mehr Kindern um etwa 50% und mehr unter dem mittleren Netto-Pro-Kopf-Einkommen Kinderloser. Mit der Kinderanzahl erhöht sich zudem das Risiko der Armutgefährdung. Gemäß den Daten des europäischen Haushaltspanels (ECHP) sind in Österreich 13% der Familien mit zwei Kindern und bereits 21% der Familien mit drei und mehr Kindern armutgefähr-

det (insgesamt 315.000 Kinder sind davon betroffen), hingegen nur 5% der Haushalte ohne Kinder. Die Politik ist aufgerufen, die ökonomischen Bedingungen von Familien zu verbessern, da andernfalls die Entscheidung zur Familiengründung – zumindest in finanzieller Hinsicht – im Hinblick auf die Motivation erschwert wird und in einer weiter fortschreitenden Ausbreitung kinderarmer Familien ihren Ausdruck findet.

Nur am Rande wird in der familiensoziologischen Literatur darauf hingewiesen, dass für das Gelingen von Familie nicht nur äußere, sondern auch innere Rahmenbedingungen, für welche die einzelnen Familienmitglieder verantwortlich zeichnen, notwendig sind. Relativ unterbelichtet bleibt somit die vom Soziologen Norbert F. Schneider festgehaltene „Erkenntnis, dass objektiv identische Strukturen und Lebensumstände subjektiv unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden können sowie die Einsicht, dass subjektive Zufriedenheit und Situationswahrnehmung das Handeln von Personen zum Teil nachhaltiger und unmittelbarer beeinflussen können, als die objektiven Lebensumstände“¹⁶. Die Zukunft der Familie kann somit nicht nur in Abhängigkeit von besseren sozialen Rahmenbedingungen begriffen werden. Familie ist sowohl als soziales System (in ihren sozialen Wechselbeziehungen) wie auch als personales System (in ihren binnenfamilialen Wechselbeziehungen) wahrzunehmen,

¹³ F.-X. Kaufmann, aaO., 158.

¹⁴ Die wirtschaftliche Benachteiligung umfasst nicht nur die direkten, sondern auch die so genannten Opportunitätskosten des Kinderhabens. Hierzu gehören unter anderem die eingeschränkte berufliche Disponibilität, die Karrierechancen und damit auch finanzielle Aufstiegschancen mindert; die sozialversicherungsrechtlichen Folgewirkungen entgangener Erwerbseinkommen aufgrund von Kindererziehungszeiten; der höhere Kostenaufwand für Wohnung, Auto, Urlaub usw.

¹⁵ Nach Berechnungen von Heinz Lampert, in: Fünfter Familienbericht Deutschland, 291.

¹⁶ Norbert F. Schneider, Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970 – 1992, Stuttgart 1994, 38.

denn sie ist nicht bloß ein von äußeren Umständen gestaltetes, sondern gleichzeitig ein von innen her zu gestaltendes System.

Theologische Aussagen zu Ehe und Familie setzen vornehmlich hier an und vermitteln nicht selten den Eindruck, strukturell bedingte Ursachen familialer Schwierigkeiten in ihrer Tragweite zu unterschätzen oder primär auf der individuellen Ebene lösen zu wollen. Familie kann aber nur in „ökologischer“ Sichtweise, in ihren vielfältigen (sie fördernden oder auch hemmenden) außer- und innerfamilialen Wechselbeziehungen, begriffen werden.¹⁷ Zu berücksichtigen und miteinander zu vermitteln sind also stets mehrere Ebenen.

Theologische Herausforderungen

Stichwortartig sollen einige theologische Herausforderungen auf dem Hintergrund des bislang Ausgeführten benannt werden.

Auf der *Makroebene*, wo Familie in ihren sozialen Wechselbeziehungen zum Thema wird, ist der familiensozialistisch unbestrittene Befund ernstzunehmen, dass zahlreiche Probleme der heutigen Familie in einer weithin familientfremdeten Gesellschaft begründet sind. Der Einsatz für eine umfassende Familienpolitik zur Sicherung familiengerechter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen darf daher kein theologisches Randthema sein. „Liebe zur Familie bedeutet, an der Schaffung einer Umgebung mitzuwirken, die ihre Entfaltung begünstigt.“ (FC 86)

Auf der *Mesoebene* ist das zugrunde liegende Familienleitbild angefragt. Anzusprechen ist hier vor allem die

Ehe- und die Geschlechterfrage. In der Familiensozialistik werden Ehe und Familie durchgängig als zwei unterschiedliche Systeme behandelt, wobei die Ehe nicht mehr als normative Voraussetzung für die Familie thematisiert wird. Hervorgehoben wird vielmehr die Deinstitutionalisation der Ehe und die daraus resultierende Individualisierung partnerschaftsorientierter Lebensformen. Als frei wählbare Lebensform wird die Ehe aber mehrheitlich nach wie vor im Zusammenhang mit der Familiengründung geschlossen. Mit dem Stichwort „kindorientierte Ehegründung“ (Rosemarie Nave-Herz) wird allerdings meist nur der pragmatische Wert der Ehe im Hinblick auf Kinder festgehalten, eher selten hingegen deren Bedeutung als „rite de confirmation“, als Ritual zur Bestätigung der Partnerbeziehung, welches die Sehnsucht nach Dauerhaftigkeit und die Entlastung von Unsicherheit einschließt.

Die personale Bedeutung der Ehe wachzuhalten und mittels allgemein nachvollziehbarer Argumente aufzuzeigen und zu entfalten, stellt somit eine zentrale theologische Herausforderung dar. Hierbei wird auch der Sinn der institutionellen Dimension von Ehe zu erhellen sein. In differenzierter Entschiedenheit ist jenen weit verbreiteten Auffassungen entgegenzutreten, die den unausweichlichen Verlust der Liebe durch die Ehe oder die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe behaupten. Aufzuzeigen ist, dass personale Liebe und Ehe als Institution kein Widerspruch sind, sondern in ihrer wechselseitigen Verwiesenheit einen Anspruch implizieren, welcher in der Regel erst die Möglichkeit einer

¹⁷ Vgl. Gerhard Marschütz, Familie humanökologisch. Theologisch-ethische Perspektiven, Münster 2000.

humanen Gestaltung partnerschaftlicher Lebensgemeinschaft eröffnet, indem sie diese in umfassender und vorbehaltloser Weise zulässt. Aus der inneren Strukturdynamik der Liebe ist zu erschließen, dass diese gerade nicht beliebige Lebensformen intendiert, sondern jene in der Ehe zum Ausdruck gelangende entschiedene Bejahung des anderen, die allein der einzigartigen Würde von Mann und Frau gemäß ist. Die familiensoziologische Unterscheidung von Ehe und Familie impliziert aber auch eine Anfrage an die kirchliche und theologische Selbstverständlichkeit, „Ehe und Familie“ in fester Begriffsverbindung zu gebrauchen. Insofern der Familie nur von der Ehe als Sakrament her theologische Relevanz zukommt, birgt das die Gefahr, Familie als genuin eigenständige, wie-wohl mit der Ehe eng verbundene Lebensgemeinschaft nicht ausreichend in den Blick zu bekommen. Signifikant hierfür ist, dass es zwar eine umfangreiche theologische Literatur zur Ehe, nicht aber in annähernd gleicher Weise zur Familie gibt. Zudem stellt das, was theologisch über die Familie vorliegt, meist nur eine erweiterte Theologie der Ehe dar. Derart wird man aber der Realität von Familie theologisch kaum je gerecht. Während soziologisch die Familie fast nur noch über das Kind, also vom Faktum der Elternschaft her, begriffen wird, nimmt man sie theologisch primär nur von der Ehe her wahr. Vonnöten ist eine integrierende Vermittlung beider Zugangsweisen, in der sowohl die Eheebene (etwa die Bedeutung der Ehe für die Familie) als auch die Familienebene (etwa die Veränderung der Ehe durch die Familie) glei-

chermaßen zu berücksichtigen sind. Hinsichtlich der Geschlechterfrage hat das sichtbare Konsequenzen. Während auf der Ebene der Ehelehre die Gleichrangigkeit von Mann und Frau unbestritten ist, zeigt sich auf der Familienebene, dass (nicht nur) in lehramtlichen Texten nach wie vor die Frau weitaus dominanter als der Mann der Familie zugeordnet wird, wenngleich nicht mehr so selbstverständlich und einseitig, wie das bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil der Fall war. So sieht Johannes Paul II. seine Aufgabe weiterhin mehr darin, „die Würde der Frau als Mutter herauszustellen, den hohen Wert der Mutterschaft als einen Weg der Selbstverwirklichung der Frauen zu proklamieren, als dass er allgemein das Problem der gleichen Würde von Mann und Frau und ihrer Ebenbürtigkeit zum Gegenstand seiner Verkündigung in dieser Frage macht“.¹⁸ Die hierin zum Ausdruck gelangende Sorge um die Familie – die Sorge um die Kinder, deren Pflege und Erziehung – kann aber hierzulande nicht mehr länger als vornehmlich frauenspezifische Aufgabe angesehen werden. Für die Theologie stellt sich daher die Herausforderung, die Frage des Geschlechterverhältnisses verstärkt in ihr Denken zu integrieren, die nach wie vor bestehende frauzentrierte Primärverantwortung für Familie aufzubrechen und familiäre Verantwortung konsequent als Frauen- und Männerfrage zu thematisieren. Auf der *Mikroebene* der binnenfamilialen Wechselbeziehungen sind jene Voraussetzungen einzubringen, die es Familien ermöglichen, trotz und inmitten begrenzter Möglichkeiten, die ja

¹⁸ Rudolf Zwank, Amtliche Dokumente zur Frage der Stellung der Frauen in Kirche und kirchlichen Gemeinschaften, in: W. Beinert (Hg.), Frauenbefreiung und Kirche. Darstellung – Analyse – Dokumentation, Regensburg 1987, 102.

nicht nur durch äußere Umstände bedingt sind, dauerhaft als Solidaritätsgemeinschaft leben zu können. Hierzu gehören der Aufbau und die Pflege einer Familienkultur sowie ein tragfähiges Familienethos, das auch in schwierigen Situationen die Achtung voreinander, das Wohlwollen füreinander, die Freude aneinander, kurzum: die Liebe zueinander nicht verlieren lässt. Derartige beziehungsfördernde und -stabilisierende Haltungen sind in spezifisch christlicher Perspektive in ihrer theologischen Verwurzelung zu erhellen (beispielsweise im Zusammenhang mit den im kirchlichen Eheversprechen angesprochenen Haltungen) und als von Gott geschenkte Handlungsbefähigung, die vor jeder Überforderung bewahrt, zu verdeutlichen.

Auch hinsichtlich der oftmals überhöhten Ansprüche an die Qualität der Partnerbeziehung, die in der Literatur als eine bedeutende Ursache für das Scheitern von Ehen ausgewiesen werden, ist die Theologie mit ihrem Beitrag herausgefordert. Trifft es zu, dass die partnerschaftliche Liebe zur „irdischen Religion“ geworden ist, die das „Erbarmen des Jenseits, mit dem die Religionen... das Überbordende der Ansprüche zugleich entladen und erfüllen konnten“¹⁹, nicht mehr kennt? Dann gilt es, angesichts der zunehmenden Unfähigkeit, Endlichkeit als Existential zu akzeptieren, dieses Erbarmen des

Jenseits in seiner anthropologischen Relevanz aufzuschlüsseln; und zwar derart, dass Partner voneinander und diese von ihren Kindern nicht die letzte Erfüllung in der Liebe erwarten, sondern allein ihr menschenmögliches Maß. Gegenüber der Tyrannei maximaler Beziehungsansprüche ist das befreiende Angebot christlicher Heilsdifferenz einzubringen.

Grundsätzlich stellt sich hierbei stets die Herausforderung, eine Sprache zu finden, welche die gelebten familialen Wirklichkeiten nicht idealistisch überspringt. Theologische Aussagen zur Familie müssen, wollen sie hilfreich sein, die konkreten Erfahrungen familialen Alltags einbeziehen, insofern sich Familie vornehmlich im „Modus der Alltäglichkeit“ (Franz-Xaver Kauffmann) vollzieht. Der Alltag steht aber zumeist außerhalb des primären theologischen Interesses. Zu rasch werden theologische Überlegungen damit fertig, dass die meisten Menschen nicht oder nur selten auf jenem Niveau der Bewusstheit und Reflektiertheit leben, welches Theologie voraussetzt und anspricht. Theologische Aussagen zur Familie bleiben daher oft „ein »Luxus«, den sich die meisten Menschen in der Fron ihres Alltags nicht leisten können“²⁰. Was hinsichtlich eines familialen Alltagsethos oder einer familialen Alltagsspiritualität theologisch zu entfalten wäre, stellt eine weithin noch zu leistende Aufgabe dar.

¹⁹ Ulrich Beck, Die irdische Religion der Liebe, in: *Ders./E. Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe* 237f.

²⁰ Dietrich Wiederkehr, Alltag zwischen Banalität und Mystik. Theologie im Dienst der Humanisierung, in: A. Bondolfi u.a. (Hg.) *Ethos des Alltags*, Zürich/Einsiedeln/Köln 1983, 28.